

den alten Meier Helmbrecht. Wir sehen, wie der Dichter einen sozialen Prozeß aufhalten will, weil dadurch beide Stände, der ritterliche und der bäuerliche, geschädigt würden, indem jener seine ideale Würde und dieser das Selbstgefühl, die Selbstzufriedenheit und damit auch die ihm gebührende Achtung verlöre. Die Darstellung ist frisch und lebendig, vollstänlich, gewürzt mit kräftigem Humor, gelegentlich auch derb, aber nicht roh, in allem so, wie wir sie aus Meidharts Gedichten schon kennen, den Wernher als überlegenen Meister auf seinem Gebiet bezeichnet und dessen Einfluß seine Novelle in Bildern, im Ausdruck wie in der Auffassung der Verhältnisse allenthalben verrät.

Die Novelle ist uns in zwei Handschriften überliefert, einmal in dem schon mehrmals genannten Ambraser-Wiener Heldenbuch (A), und in einer noch dem fünfzehnten Jahrhundert angehörigen (B), die auch aus Österreich stammt und jetzt in Berlin aufbewahrt ist. Beide Überlieferungen gehen auf dieselbe, wahrscheinlich selbst schon vom Original abweichende Vorlage zurück und unterscheiden sich voneinander in ihrer Behandlung. Die A folgt ihr genau, die B aber ändert, wie es dem Schreiber eben gut dünkt. Die bedeutendste Abweichung der beiden Handschriften liegt in der Verlegung des Schauplatzes der Handlung, die sich nach B im oberösterreichischen Traungau, zwischen Wels und Kremsmünster, nach A aber in dem jetzt gleichfalls zu Oberösterreich, bis in das achtzehnte Jahrhundert aber zu Bayern gehörigen Innviertel abspielt. Wahrscheinlich dürfte die letztere Lokalisierung die ältere gewesen und die in B erst später, vielleicht mit Rücksicht auf jene Kreise geschehen sein, aus denen die Handschrift hervorging. Die Dichtung war ja sehr verbreitet und, wie einzelne auf Niederösterreich weisende Züge zeigen, auch hier bekannt. Seifried Helbling hat sie in seinem ältesten Gedichte benützt (1282); ausdrücklich spielt auf unsere Novelle (um 1310) Ottokar in seiner österreichischen Reimchronik an und auch nach Böhmen ist die Bekanntheit des Gedichtes gedrungen, da der tschechische Philosoph Stitny im vierzehnten Jahrhundert ein Hauptwort *helmbrecht* im Sinne von „Wüstling“ gebraucht. Mit der Lokalisierung hängt auch die Frage nach der Person des Verfassers der Dichtung zusammen. Man hat in ihm einen Pater Gärtner des bayerischen Klosters Ranshofen und auch den Spruchdichter Bruder Wernher finden wollen; nach dem Charakter der Novelle war Wernher ein Ritter, der nach Meidharts Tod und, wie die Aufnahme der tschechischen Wörter vermuten läßt, nach Aufrichtung der böhmischen Herrschaft in Österreich, also nach 1252, die Novelle verfaßte. Der Gartenäro, wie sich Wernher mit einem nicht aufgeklärten Übernamen bezeichnet, kannte das Leben des Bauers wie des Ritters, beobachtete genau und war, ohne gelehrt zu sein, doch vertraut mit der Sage und Dichtung jener Zeit. So ziemlich das ganze Repertoire jener Stoffe, die damals noch Herz und Sinn der Leser erfreuten, wird gelegentlich aufgeführt und darin liegt nicht zum wenigsten die literaturgeschichtliche Bedeutung der Novelle. Auch die künstlerische ist nicht gering anzuschlagen. Denn mochte dem Dichter auch, wie er eingangs versicherte (Beilage 45), ein wirkliches Ereignis den Stoff geboten haben, so hat er ihn derart mit dichterischer Freiheit behandelt, daß die Teile zu einer in sich geschlossenen Handlung sich fügten. Daher durfte auch um des tragischen Schlusses willen der Scherz den Zehnten nicht freigeben, sondern mußte ihn blenden und verstümmeln, damit er, wie der Vater es im Traume vorausgesehen, in solch elendem Zustande ins Vaterhaus zurückkehre.

### 5. Didaktische Dichtungen.

Mit der fortschreitenden Entwicklung der Poesie hielt die Behandlung lehrhafter Gegenstände gleichen Schritt. Außer den Spruchdichtungen entstanden auch Lehrgedichte, die nicht, wie jene, in knapper, sondern in ausführlicher Darstellung ihren Stoff besprechen und, um frei sich bewegen zu können, ihn auch nicht in die Strophenform zwingen, sondern der fortlaufenden Reimpaare sich bedienen, die nur selten zu zusammenhängenden Strophenreihen von bedeutendem Umfang gegliedert werden.

Dem Inhalte nach sind diese didaktischen Dichtungen zunächst noch geistlich; sie verraten aber in der Technik des Verses und Reims den Einfluß höfischer Kunst und unterscheiden sich schon dadurch von jenen eines früheren Zeitabschnittes. So zählt ein bayerischer Mönch um 1187 in einem Gedichte, das in Versen von je 6 Hebungen mit meist klingenden Reimen abgefaßt ist, mit peinlicher Genauigkeit die Freuden des Himmelreiches auf. Zudem er aber diese in der Erhabenheit über alle irdischen Bedürfnisse erblickt und letztere der Reihe nach anführt, entwirft er eigentlich ein Bild des Erdenlebens, angefangen vom Kochen, Spinnen und Weben bis zum Rämmen, Schlafen und Baden. In poetischer Beziehung bedeutender ist ein Gedicht eines anderen bayerischen Geistlichen, das unter dem Titel *Trost in Verzweiflung* in der Literaturgeschichte Aufnahme fand und in tief empfundenen, aus persönlicher Erfahrung geschöpften Sätzen das Lebensbild eines Menschen entrollt, der in seiner Jugend dem Teufel und der Welt diente, dann zur Erkenntnis gelangt, daß ihn auf diesem Wege sein Herz in den Tod führe, und daher die Welt fliehen will. Da er sich den Banden, mit denen sie ihn festhält, aus eigener Kraft nicht entwinden kann, fleht er die Heiligen um ihre Fürbitte an und wird, als ihm auch von dieser Seite keine Hilfe zuteil wird, verbittert. Schon glaubt er in seiner Verzweiflung, zur Verdammnis geboren zu sein, als ihm, während er sich dessen am wenigsten versieht, ein „Glück gebracht“ wird. Worin dieses bestand, erfahren wir nicht mehr, denn das an Hartmann anklingende Gedicht ist uns nicht vollständig überliefert. Den Dienst Gottes lehrt ein alemannischer Priester eine *Konne* in einem Gedichte, das als Geistlicher Rat bekannt ist. Man hat es passend eine geistliche Anstandslehre für Frauen genannt, denn es werden darin die Lebensregeln, die für das feine weltliche Benehmen gelten, auf das religiöse Gebiet übertragen und deren Befolgung unter Verheißung der ewigen Vereinigung mit Christus geraten. Tiefer als dieses durch das bräutliche Verhältnis der Seele zu Christus an die Mystik des vierzehnten Jahrhunderts erinnernde Gedicht ist das *Frauenlob*, das Werk eines niederrheinischen Geistlichen und eine der innigsten Mariendichtungen des Mittelalters. Der Verfasser handhabt Sprache und Reim mit Gewandtheit, verfügt über wirksame Stilmittel, Anaphern, Antithesen, Annominationen und läßt sein tief erregtes Gemüt in solcher Wärme im Liede ausklingen, daß wir ihm gern verzeihen, wenn er an besonders ergreifenden Stellen in die Breite oder zuweilen in gesuchte Deuteleien sich verliert.

Den Übergang vom geistlichen zum weltlichen Lehrgedicht bildet *Wernher von Elmendorf*, ein thüringischer Kaplan, der zur Zeit, als Heinrich von Veldeke seine *Eneide* dichtete, eine weltliche Tugendlehre schrieb, die auf dem lateinischen Traktat *Philosophia moralis de honesto et utili* beruht, in dem sein Verfasser, wahrscheinlich Wilhelm von Conches, aus antiken Klassikern, vor allem aus Seneka, Cicero, Horaz, dann auch aus Sallust, Boethius, Ovid, Lukan, Terenz und sogar aus Xenophon, Stellen zu einer Tugendlehre zusammengetragen hat; Wernher übersetzte diese Schrift im Auftrage des 1171 nachgewiesenen Propstes Dietrich von Heiligenstadt ins Mittelniederdeutsche, und zwar teilweise wörtlich, meistens aber mit Auswahl und den Text freier gestaltend. (Beilage 46.) Nicht selten fügt er sprichwörtliche Redensarten hinzu, überträgt fremde Vorstellungen in solche, die seinen deutschen Lesern geläufig sind, nimmt Bezug auf das deutsche Epos und beruft sich auf seine eigene Erfahrung. Kann nun trotzdem Wernhers Tugendlehre nur als eine im ganzen gute, zuweilen aber auch ungelenke Übersetzung oder Bearbeitung einer Vorlage bezeichnet werden, so nimmt sie doch schon wegen der geringen Verwertung der kirchlichen Schriften eine eigene Stellung in der geistlichen Literatur jener Zeit ein und zeugt für die Wertschätzung, die in geistlichen Kreisen die antike Philosophie gefunden hat. Wernhers Tugendlehre ist uns in einer Klosterneuburger Handschrift nahezu vollständig und außerdem bruchstückweise überliefert.

Den Inbegriff der ritterlichen Tugenden findet Wernher von Elmendorf in der *māze*, der *Temperantia*, einer der vier Kardinaltugenden, die er aus Ciceros Pflichtenlehre herübergenommen hat. Die *māze*, die weise Selbstbeschränkung in jeder Lage des Lebens, bildete, wie wir aus Hartmann und Reinmar, den Hauptvertretern ritterlicher Lebensanschauung, bereits wissen, das

**O**mer rede hat ich gedachte  
 Di het ich sine vollbracht  
 So zu bedarf ich emer gollust  
 Di such ich an dem heyligengest  
 Das er mich dar an beverre  
 Vn siwer si gehore das er so geuare  
 Soes sye sin frume vn sin ere  
 Das dichret d' phaphe wernete  
 Vn ehmdorf der capelan  
 Vn hater durch das geran  
 Wandes dne gebot wnte bat  
 D' probist von heiligenstat  
 Von ehmdorf her d' d' rich  
 Da zu demuteget h' sich  
 Vn liz mich in sinen buchen  
 Di selbe reze suchen  
 Nv sta ich zu nbn allu gelore  
 Das ir mir gnaden helfit zu gote  
 Wemt das ich iz an minne hren  
 D' rede han ich gut vrkude fude  
 Vn allin ut das vrkude heyden den  
 Dar vme lazet v di rede nicht ley  
 Ich sage vch durch welche not  
 Vn do salomon dem ragen  
 Menschen seboth  
 H sprach sich in d' amitten schure  
 Di spul wnt ir nimer cure  
 H samenet in d' erne allu vile  
 Das si al das iar lebit mit spule  
 Vn das meinet her do mit  
 Das wir besseren vnfr sice  
 Vn d' tugende so vil zu same  
 ne lesin.

Das wir vimmer mit gnaden wesen  
 Sol ich an em vnn melin sien  
 Vn ich den vntugenden sile in flien  
 So muz ich an eme heyden vol in ke  
 Vn ich nach den tugenden sile wnt en  
 Auch en sit dez nicht dne wane  
 Ich em habez auch durch das geran  
 Das sich alle di schamen  
 Di sich in cruteneime namen  
 Zu den bosheyden beren  
 Is ut meine cruten man  
 D' gnuck wnt hat kan  
 Vn si in sich selben vime kere  
 Noch eyner den andern mocheret  
 Vn in tut doch so vile  
 Das h' si mit lust oder mit spule  
 An em blat gesterbe  
 Das man sin gedanke nach sine lute  
 D' iz ut em iah vil gude  
 Also lerit em gedene sinen gnose  
 Das mach man vol versuchen  
 In den heyden sehen buchen  
 Is in huffe vbr al nicht  
 Das man enburnet eyn lute  
 Vn besturzt iz vndir em v  
 So in schet minen deste bar  
 Auch em sal her nvm riche vden  
 Der sinen schatz begrebet vn  
 Der der erden  
 D' iz selbe gedute geran di lute  
 D' di andern vol gesern kume  
 Vn in d' selheit nicht gunnen

Aus Wernhers von Elmendorf „Tugendlehre“.

Nach der Handschrift 1056 des Chorherrenstiftes Klosterneuburg. (14. Jahrhundert.)

### Erklärender Abdruck

umstehender Seite aus Wernhers von Elmendorf „Jugendlehre“.

#### Linke Spalte:

Einer rede hat ich gedacht,  
 Di het ich gerne vollenbracht;  
 Do zcu<sup>1</sup> bedarf ich einer volleist;  
 Di such ich an dem heyligen geist,  
 Daz er mich dar an beware,  
 vnd swer si gehore, daz er so geuare,  
 So ez sye sin frume vnd sin ere.  
 Daz dichtet der phaphe wernere,  
 von elmindorf der capelan,  
 vnd hatez durch daz getan,  
 wandez ane gebot vnd sin bat  
 Der probist von heiligenstat,  
 von elmindorf her diterich  
 Da zcu demuteget her sich  
 vnd liz mich in sinen buchen  
 Di selbe rede suchen.  
 Nv sta ich zu uwer allir gebote,  
 Daz ir mir gnaden helfilt zu gote.  
 wenit daz ich iz an mime hercen funde?  
 Der rede han ich gut vrkunde,  
 vnd allimist daz vrkunde heyden,  
 dar vmmelazet v di rede nicht leyden  
 Ich sage vch, durch welche not.  
 wan do salomon dem tragen  
 menschen geboth,  
 her sprach: sich in der amciten schure!  
 Di spise wirt ir nvmmer ture,  
 si samenet in der erne also vile,  
 Daz si al daz iar lebit mit spile.  
 waz meinet her do mite?  
 Daz wir besseren vnsir site  
 vnd der tugende so vil zcu same ne lesin,

Daz wir vmmet mit gnaden wesen.  
 Sol ich an ein wurmelin sien,  
 wi ich den vntugenden sule inflien,  
 So muz ich an eime heyden wol merken,  
 wi ich nach den tugenden sule wirken  
 ouch en sit dez nicht ane wane,  
 Ich ein habez ouch durch daz getan,  
 Daz sich alle di schamen,  
 Di sich in christeneme namen  
 zcu den bosheyden keren.  
 Iz ist manic christen man.  
 Der gnuck wisheit kan  
 vnd si an sich selben nine keret,  
 Noch eyner den anderin nicht leret  
 vnd in tut doch so vile,  
 Daz her si mit lust oder mit spile  
 an ein blat grescribe,  
 Daz man sin gedenke nach sime libe.  
 Diz ist ein famir vil grose;  
 also lerit ein gedene sinen gnoze,  
 Daz mach man wol versuchen  
 In den heydenischen buchen.  
 Iz in hilft vbir al nicht,  
 Daz man enburnet eyn licht  
 vnd besturzit iz vndir eyn vaz.  
 So in sehet niman deste bas.  
 Ouch em sal her numer riche werden,  
 Der sinen schatz begrebet vnder der erden.  
 Diz selbedute get an die lute,  
 Di di anderin wol gelerin kunnen  
 vnd in der selikeit nicht gunnen.

Ein Lehrstück zu schreiben, hatte ich im Sinn;  
 das hätte ich gerne zustande gebracht,  
 dazu bedarf ich aber einer Hilfe.  
 Diese suche ich beim Heiligen Geist,  
 daß er mich dabei leite,  
 so daß jeder, der es liest, einen solchen Eindruck erhalte,  
 wie es ihm zu Nutz und Frommen ist.  
 Das dichtete der Pfaffe Werner,  
 der Kaplan von Elmendorf,  
 und er hat es deshalb getan,  
 weil ihn durch Gebot und Bitten dazu veranlaßte  
 der Propst von Heiligenstadt,  
 Herr Dietrich von Elmendorf.  
 Dazu war er so herablassend,  
 mich in seinen Büchern  
 den Stoff zu diesem Lehrstück suchen zu lassen.  
 Nun stehe ich Euch allen zu Gebote,  
 auf daß Ihr mir Gott danken helfet.  
 Glaubt Ihr, ich hätte es aus mir selbst erfunden?  
 Nein, ich hatte eine gute Stoffquelle.  
 Und obgleich die Quelle heidnisch ist,  
 so laßt Euch deshalb das Stück nicht verleiden.  
 Ich sage Euch, warum ich dazu greifen mußte.  
 Als da Salomon dem trägen  
 Menschen Weisungen gab,  
 sprach er: „Sieh in die Scheuer der Ameise!  
 nie mangelt ihr die Nahrung.  
 Sie sammelt in der Ernte so viel,  
 daß sie davon das ganze Jahr mit Leichtigkeit leben kann.“  
 Was meint er damit?  
 Daß wir unser Verhalten bessern sollen  
 und so viel Tugenden uns sammeln sollen,

#### Rechte Spalte:

daß wir immer im Gnadenstande leben.  
 Wenn ich nun an einem Würmchen sehen soll,  
 wie ich die Un tugenden meiden soll,  
 so muß ich auch an einem Heiden wohl merken können,  
 wie ich nach den Tugenden streben soll.  
 Auch seid nicht im Zweifel darüber,  
 daß ich es auch deshalb getan,  
 damit sich alle diejenigen schämen,  
 die sich, obwohl christlich,  
 zu den Bosheiten wenden.  
 Es gibt manchen Christen,  
 der (Weisheit) genug Wissen besitzt,  
 dies aber niemals auf sich selbst anwendet,  
 noch auch zur Belehrung des anderen benützt  
 und nicht einmal so viel tut,  
 daß er es mit Lust und Liebe  
 auf ein Blatt schreibt,  
 damit man seiner gedenke nach seinem Tode.  
 Das ist ein großer Übelstand.  
 In jener Weise aber belehrt ein Heide den andern.  
 Davon kann man sich leicht überzeugen  
 in den von Heiden geschriebenen Büchern.  
 Es hilft durchaus nichts,  
 ein Licht anzuzünden  
 und es dann unter einem umgestürzten Faß zu verstecken;  
 hiedurch wird keiner im Sehen gefördert.  
 Auch wird der nimmer reich werden,  
 der seinen Schatz in der Erde vergräbt.  
 Diese Lehre bekräftigt diejenigen Leute,  
 welche imstande sind, die andern zu belehren,  
 ihnen aber das Glück nicht gönnen.

<sup>1</sup> In der Handschrift steht für z und sz immer das geschwänzte z.

Ideal und oberste Ziel echt höfischen Lebens und schloß die Eigenschaften eines vollkommenen Mannes und einer vollkommenen Frau in sich. Davon redet schon ein oberdeutscher Zeitgenosse des Elmendorfer Kaplans in einem Gedichte, das *diu mæze* betitelt wurde und eine Reihe Vorschriften für die Ritter und Frauen enthält, deren Befolgung ihnen zum Besitze jener Tugenden verhelfen und sie dadurch zu Lieblingen der Gesellschaft machen soll. Wie die *mæze* den Rittern insbesondere die Gunst der Frauen erwirbt, lehrt ein in Briefform abgefaßtes Gedicht, das man *Ratschläge für Liebende* genannt hat, weil es auch den Frauen Lebensregeln gibt, von denen sie sich bei der Wahl des Ritters leiten lassen sollen.

Als die Epik und Lyrik blühten, fand das modern-höfisch-ritterliche Wesen auch in umfangreicheren Lehrgedichten als den bisher betrachteten Ausdruck. So verfaßte zwischen 1215 und 1217 Thomasin von Zirklaria (Zirklaere), der als Kanonikus von Aquileja in Friaul urkundlich bezeugt ist, seine 14742 Verse zählende Tugendlehre, die er als Welschen Gast, d. h. Fremdling aus Welschland, nach Deutschland entsandte. Deutschen Lesern war sie zugedacht; ihr Land sieht er als Hausherrin an, der er sich als welscher Gast empfiehlt. Er stammte aus der Familie der Cerchiari, einem in Friaul ansässigen Dienstmannengeschlechte der Patriarchen von Aquileja, und der 1198 als *miles de Foro Julii* nachweisliche Bernardus de Circlaria dürfte des Dichters Vater gewesen sein. Wie wir aus Thomasins Dichtung schließen können, war er zur Zeit ihrer Abfassung noch nicht dreißig Jahre alt und lebte damals schon einige Jahre am Hofe des Patriarchen von Aquileja, der nicht bloß in geistlicher, sondern als der größte Grundbesitzer auch in weltlicher Beziehung der Herr Friauls war.

Während der deutschen Adels herrschaft bildete Friaul eine Vermittlerin zwischen deutschem und romanischem Wesen und nicht zum mindesten auch der Poesie. Die deutsche Dichtung fand vor allem am Sitze des Patriarchats, das wiederholt mit einem Deutschen besetzt wurde, Pflege, und so dürfen wir uns nicht wundern, wenn auch Walthers hier Aufnahme fand. Zu derselben Zeit, vor 1215, stand in den Diensten des sängerfreundlichen Patriarchen Wolfger auch Thomasin, ein Italiener von Geburt, wie schon in den Mängeln der Sprache seines Welschen Gastes, dem Versbau und Reimgebrauch sich unzweifelhaft ergibt. Er liebte offenbar die Deutschen, fand Freude an deren Dichtung und fühlte sich, ergriffen vom Schmerz über die Haltlosigkeit, die er wahrzunehmen vermeinte, verpflichtet, seine weltliche Tugendlehre für den deutschen Adel zu schreiben. Denn das möge hier gleich gesagt sein, daß der Welsche Gast durchweg Standesepoesie ist und die darin besprochenen geistlichen und weltlichen Tugenden unter dem Gesichtswinkel aristokratischer Lebensbetrachtung behandelt werden. Die deutsche Ritterschaft redet Thomasin ausdrücklich an; sie, treffliche Damen und gelehrte Geistliche will er als seine Leser haben. Jedesmal richtet er seine Mahnworte zuerst an die Ritter, dann an die Geistlichen. Jenen ruft er ins Gedächtnis, daß die adelige Abstammung an sich schon sittliche Vollkommenheit verlange, und macht ihnen nicht minder wie den Bischöfen die Förderung der Studien und Unterstützung armer Studenten im Hinblick auf das Wohl der Kirche und des Staates zur Pflicht.

Die von seinem Standpunkte als Kanonikus und Beamten der Hofkanzlei verlangte und durch umfassende Studien erworbene Bildung wird durch die im Welschen Gast benutzten Quellen bezeugt. Unter ihnen spielt eine große Rolle die Bibel, die er jedoch nur als eine zweifellos richtige Lehrschrift betrachtet, nicht aber zur Erbauung und Erweckung religiöser Empfindungen anwendet, wie es die geistlichen Didaktiker des zwölften Jahrhunderts taten, von denen er sich übrigens auch durch seine formelhaften Reimverbindungen unterscheidet. Kaum dürfte er deutsche geistliche Dichtungen gekannt haben, wohl aber hat er weltliche (Freidank, Walthers), vor allem epische, benutzt und den Junkern und Fräulein sogar einen Leseplan deutscher und französischer Moderomane zusammengestellt. Dem weltlichen Charakter seiner Dichtung entsprechend, zog Thomasin nicht so sehr theologische Werke im engeren Sinne des Wortes zu Rate, als vielmehr solche, in denen er geistliche und weltliche Weisheit miteinander verbunden fand. Was er aus der antiken Literatur aufnahm, wurde ihm mit wenigen Ausnahmen erst durch spätere Schrift-

steller vermittelt. So lehnt er sich in dem Abschnitte von den freien Künsten (vgl. Textbild S. 263) an den Anticlaudianus, eine Schrift des Alanus ab Insulis über die Pflichten eines vollkommenen Mannes; in der Einleitung und im Schluß dieses Teiles und in der Erörterung über die Seelenkräfte und Sinne folgt er dem Büchlein *De septem septenis* des Johannes von Salisbury und nicht bloß als Quelle gelehrten Stoffes, sondern auch als Rahmen für die ganze Dichtung und teilweise selbst für die Anordnung diente ihm die *Philosophia moralis* des Wilhelm von Conches als Vorbild, die schon ein Menschenalter früher der norddeutsche Elmendorfer Kaplan bearbeitet hatte. Von kirchlichen Schriftstellern benutzte Thomasin nur Gregor den Großen. Zu des Dichters gelehrten Studien kamen auch die Kenntnisse, zu deren Erwerbung ihm sein Amt als Notar die Wege wies. So war er erfahren im Gerichtswesen, das er einige Male ausführlich schildert, ferner wohl bewandert in den Rechtswissenschaften und selbst in rein militärischen Fragen. Überall spricht er aus Erfahrung, prunkt nicht mit theoretischer Lehrweisheit und verleiht seiner Darstellung durch die Beziehung auf Zeitereignisse auch aktuelle Bedeutung. Seine politische Stellung im Kampfe der Staufer mit den Päpsten kennen wir schon aus dem Urteil, das er über Walthers Papstsprüche fällt. Er stand mit seinen Gefühlen auf Seite des Papstes und war streng kirchlich gesinnt, wenn er auch, vielfach mit Walthers übereinstimmend, einen offenen Blick sich wahrte und kein Bedenken trug, offenbare Mängel an Geistlichen streng zu rügen. Nicht minder scharf tritt er den Ketzern entgegen und wünscht unter Anwendung eines grotesken Bildes, daß, wie in Österreich Herzog Leopold, so auch in der Lombardei ein Fürst mit seinem Arm das geistliche Gericht unterstützen möchte.

Aus einer hübschen Anrede, die Thomasin seine Schreibfeder an ihn halten läßt, entnehmen wir, daß er in seiner Jugend das höfische Leben selbst mitmachte, und dadurch wird uns erklärlich, wie er über die Sitten und Liebhabereien der adeligen Kreise, über das Benehmen in seiner Gesellschaft, das Turnier, die Jagd usw. mit solcher Genauigkeit Aufschluß zu geben vermochte. Schon vor dem Welschen Gast hatte er eine „Hofzucht“ in italienischer Sprache geschrieben, womit er dem Beispiele provenzalischer und norditalienischer Didaktiker folgte, während die deutsche Dichtung damals noch nichts Ähnliches besaß und Anstandsregeln nur gelegentlich in die Gedichte eingestreut wurden. Aus der Lyrik der Provenzalen und der mit ihnen verbundenen Langobarden stammt wohl auch Thomasins Kenntnis des Minnewesens und der Minne-terminologie, die er in der genannten Hofzucht befindet. Diese ist uns zwar nicht erhalten, doch bietet uns Thomasin daraus einen Auszug in dem einleitenden ersten Buche seines Welschen Gastes, das als Vorläufer der späteren Hof- und Tischzuchten angesehen werden kann.

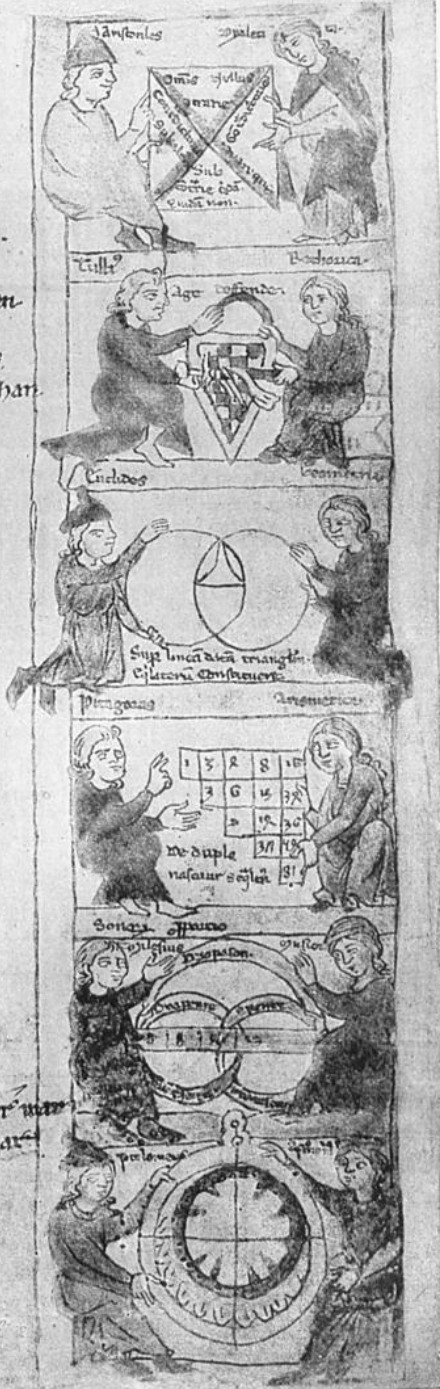
Der Anleitung zur Übung höfischer Zucht, die Thomasin in der Verbindung edler Sitten und korrekter, gesellschaftlicher Form erblickt, folgt in den weiteren neun Büchern eine tiefer eingreifende Behandlung der menschlichen Tugenden und Laster mit Hinblick auf die damalige Zeit. Aus der *stæte*, der Tugend aus Grundfaß und Überlegung, werden alle Tugenden, aus der *unstæte*, der sittlichen Haltlosigkeit, die Laster abgeleitet. In besonderen Büchern finden die *mæze*, die *unmæze*, das recht (Gerechtigkeit) und die *Herrentugend*, die *mitte*, (Freigebigkeit) ihre Behandlung. Beispiele aus der Zeitgeschichte, aus den genannten gelehrten Quellen, Sinnbilder aus lateinischen Tierfabeln dienen zur Veranschaulichung der Lehren und beleben die Darstellung, die sich mit jener der Spruchdichter berührt und in der Aufforderung zum Kreuzzug Töne anschlägt, die uns aus den Lyrikern schon bekannt sind.

So stellt sich uns Thomasins Welscher Gast als ein in literarhistorischer Beziehung hoch bedeutendes Denkmal dar, denn es bezeugt uns die Pflege deutscher Hofpoesie in Friaul und zeigt uns den Weg, auf dem die provenzalische Dichtung, wenigstens teilweise, in Deutschland eingedrungen ist. Aber auch an sich und in sittengeschichtlicher Beziehung gebührt dem Werke Thomasins ein hervorragender Platz und wir begreifen, daß es nicht bloß bei seinen Landsleuten, sondern auch in Deutschland zu einem der gelesensten Bücher, insbesondere des späteren Mittelalters, gehörte. Bis in das fünfzehnte Jahrhundert hinein wurde der Welsche Gast, zuerst im südöstlichen, dann auch im westlichen Deutschland wiederholt abgeschrieben und dabei dem jeweiligen Zeitgeschmack und den Anschauungen der verschiedenen Lebenskreise angepaßt. Und wie in sachlicher und poetischer Beziehung in den verschiedenen Überlieferungen ein Aufsteigen aus der noch unfertigen Weise Thomasins zu der breiten Kunst Konrads von Würzburg und dann der Abstieg in die künstlerische und sittliche Niederung des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts sich nachweisen läßt, so kann man, obzwar zeitlich nicht genau parallel, auch in der Ausführung des Bilderzyklus, mit dem das Werk schon vor 1236, und zwar vielleicht in

Musica mit weise schoene  
 hat vns weisheit an di doene  
 A sthonomie leyt ane wanch.

Der sterne natyre vnd ir ganch.

**W**ia erinden niht geschriben.  
 Daz deham man chynne di siben.  
 Noch der aume luff gar.  
 Daz silt ir wizen wol fruur.  
 Di besten di wir an grammatica hat.  
 Daz uns donatus vnd Priscian.  
 Aristarcus man von reht sol.  
 Vnder di besten zelen wol.  
 Dyaletica hat auch ir diet.  
 Die sint die besten di sibir.  
 Aristoteles. Boecius.  
 Zeno vnde Porphirus.  
 Rethorica dey hat niht gar.  
 An firme leute beweist ir schar.  
 Die besten waren Tullius.  
 Quintilian. Sydonius.  
 An arismetica der beste uns.  
 Erastipus vnde Pythagoras.  
 An musica Gregorius.  
 Oricalus. Gillesius.  
 Angevmerie. was Thales.  
 Der zornist vnd Euclydes.  
 Der astronome schar.  
 Was manster Albumasar.  
 Ptholomeus. vner was.  
 Vnde wevherer Atlas.  
 Schar der dehamer mocht ni fur man.  
 A eben er chynnde sein chynst gar.



Die sieben freien Künste durch Wort und Bild dargestellt in Thomasins von Zirklaria  
 Lehrgedicht „Der welsche Gast“. (Miniatur, 13. Jahrhundert.)

einer vom Dichter selbst bestimmten Anordnung, geschmückt wurde, Wandlungen beobachten, die sich auf drei Typen zurückführen lassen. Von der flüchtig kolorierten Federzeichnung des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts hinauf zu den farbenprächtigen Gouachebildern der zweiten Hälfte des vierzehnten und hinab zu den handwerksmäßig und mit einer gewissen schablonenhaften Routine ausgeführten Bildern des fünfzehnten Jahrhunderts lassen sich alle Stufen der Buchmalerei in den Bilderhandschriften des Welschen Gastes erkennen.

Sehr alt sind die poetischen Sprüche, in die man eine Lebenserfahrung prägte, und manche von ihnen mögen schon aus der ariischen Urheimat stammen. Solche Erfahrungssätze,



Aus derselben Heidelberger Handschrift des „Welschen Gastes“, in der diese Miniatur den anderen (vgl. S. 263) unmittelbar vorausgeht.

wurden diese dem Volke vermittelt und bald gab es auch deutsche Sprichwörteransammlungen, zunächst in den Kreisen der Spielleute, nicht nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet, sondern lose aufgereiht. Eines oder mehrere solcher Sprichwörterbüchlein lieferten Freidank den Stoff zu dem Grundstock seiner Sammlung, die unter dem Titel „Bescheidenheit“ (d. h. Klugheit, Einsicht) bekannt ist, in den ersten Dezennien des dreizehnten Jahrhunderts entstand und im Mittelalter die weiteste Verbreitung fand. Ihrer Benennung nach wollte Freidank damit die Menschen Klugheit und Verständnis in ihrem Handeln gegen Gott und die Welt lehren. Den ihm gebotenen Stoff hat er aus eigener Erfahrung und Kenntnis vermehrt und diese war reich, denn er gehörte zu den gebildeten Fahrenden, war weit in der Welt herumgekommen und hatte auch 1228 am Kreuzzug Kaiser Friedrichs II. teilgenommen. Näheres über seine Persönlichkeit wissen wir nicht und nur die Übereinstimmung mancher seiner Sprüche mit denen Walthers nach Form und Inhalt führte zu der Vermutung, daß er mit ihm identisch sei. Und doch unterscheiden sich beide trotz der Gleichheit in ihren ethischen Anschauungen wesentlich voneinander. Walthers Sprüche entflamten jedesmal einem bestimmten Ereignisse, während Freidank als eigentlicher Didaktiker aus mehrfacher Erfahrung eine abstrakte Weisheitsregel ableitet. Ein bedeutendes Verdienst hat sich Freidank dadurch erworben, daß er die Sprüche, die ihm nicht selten in rohen Versen, in Prosa oder lateinisch geboten wurden, in die kunstmäßige Form der Reimpaare kleidete, zu einer festen Masse verband und den höfischen Kreisen überantwortete; hier wurde die „Bescheidenheit“ oft abgeschrieben, als Weisheitsbuch hoch geschätzt und von da später an die bürgerlichen über-

oft in die Form einer kleinen Erzählung, eines Beispiels, gekleidet, waren im Mittelalter vielfach im Umlauf und wurden schon in der nordischen Edda zu Gruppen vereinigt. In Deutschland entstanden im elften Jahrhundert alphabetisch geordnete Sammlungen derartiger in lateinischen Hexametern abgefaßter Sprüche, in die nicht bloß volkstümliche, sondern auch der römischen Literatur, der Bibel und den Kirchenschriftstellern entnommene Aufnahmen fanden. Durch die Prediger und Vaganten



# Der Freidanc

Sen freydanc nūwe mit den figuren  
fügt psaffen/adel leyen buren  
Man hielt erwan vff kein spruch nicht  
Sen nit herr freydanc her gedicht



Freidank. Ausgabe von S. Brant. Straßburg 1508.

Besitz der Münchner Staatsbibliothek.

# Von manger hand lüten

Der müñch wolt ich gern einer sein  
Der für das wasser drincket wir  
Wer nit ein yeden recht kan leben  
Der sol doch nach dem besten streben  
Der won ist manigen lüten bey  
Das ir leben das besser sey  
Wer hoffnung nit vnd güter won  
So mecht die welt kun halbs beston  
Vil verheissen vnd wenig geben  
Ist aller der von gouchberg leben  
Von alten vnd kinden. R ii

*Lū recte vī  
uas non cu  
res verba  
imitorum.*

*Promissis  
diues q̄libz  
esse porest.  
Quidius.*



liefert, in denen sie bis in das siebzehnte Jahrhundert hinein fortlebte. Man hielt etwan uff kein spruch niht. Den nit herr Frydanck hat gedicht, sagt Sebastian Brant in seiner Bearbeitung des Büchleins, das er im Jahre 1508 drucken ließ und das in der Folgezeit oft aufgelegt wurde. (Beilage 47.) Schon Freidank hat die Sprüche anzuordnen und zu verknüpfen versucht, und wenn er dabei nicht über äußerliche Gesichtspunkte hinauskam, muß die Schwierigkeit in Anschlag gebracht werden, die ihm aus dem verschiedenartigen, oft fremden Charakter der Sprüche erwuchs und auch von späteren Ordnern nicht überwunden werden konnte. Solche Versuche der Zerlegung der Sammlung in ihre Teile und deren Gruppierung finden wir in der einen Klasse der zahlreichen Handschriften, während die andere an der ursprünglichen, zufälligen Reihenfolge der Sprüche festhält.

Der Dichter pflegt die einzelnen Gedanken in ein Verspaar oder mehrere zu kleiden. Ihr Inhalt bietet viele volkstümliche Lebenserfahrung, Anschauungen aus den geistlichen und ritterlichen Kreisen, biblische und naturwissenschaftliche Weisheit. Durch bildlichen Ausdruck und Reflexion sucht Freidank auch dort, wo er fremdartigen Stoff bietet, die deutsche Eigenart zur Darstellung zu bringen. Zuweilen macht er Ausfälle gegen einzelne Stände, gegen weltliche Machthaber, Mönche, Ärzte, Dichter, Bauern usw., wird aber zum Satiriker nur dort, wo er die politischen Zeitverhältnisse behandelt. Mit seiner religiösen Überzeugung steht er auf kirchlichem Standpunkt, tritt aber, wie Walther, im Kampfe des Kaisers mit dem Papste für die Sache des Reiches ein und beschödet besonders die Umgebung des kirchlichen Oberhauptes. Kaiser Friedrichs Wammung verurteilt er, ist jedoch mit seiner Politik nicht durchweg einverstanden und fordert ihn offen auf, seinen geheimen Verkehr mit dem Sultan aufzugeben.

Nur drei Stände sind ihm göttlichen Ursprungs: die Bauern, Ritter und Geistlichen; jeder andere Erwerb gilt ihm als Wucher oder Erfindung des Teufels. Die Frauen preist Freidank nach Hofes Art. Sonst aber tritt seine ritterliche Lebensanschauung viel weniger hervor als im Welschen Gast Thomafins und es bilden vielmehr allgemein menschliche und religiöse Fragen den Inhalt seines Werkes. Eine besondere Gruppe stellen jene Sprüche dar, in denen der Dichter die traurigen Erfahrungen niederlegte, die er auf seiner Kreuzfahrt in Affon von den Zuständen im heiligen Lande gewann. Dieser Abschnitt bildete ursprünglich den Schluß der ganzen Sammlung.

Freidanks „Bescheidenheit“ setzte die Spruchdichtung, wie wir sie bei dem fahrenden Spervogel (S. 126) und dann bei Walther kennen gelernt haben, fort und wurde durch ihren der Volkweisheit entnommenen Inhalt und durch ihre kurze epigrammatische Form viel volkstümlicher als Thomafins Dichtung, der mit seinen Sittensprüchen immer an die höheren Stände sich wendet und die niederen nur im Verhältnis zu jenen in Betracht zieht. Ein Edelmann auch in seiner Gesinnung, verlegt Thomasin die Ehrfurcht gegen die Obrigkeit selbst dann nicht, wenn er sie in einbringlicher Weise an ihre Pflichten erinnert, und bleibt gemessen im Ausdruck, während Freidank von demokratischer Gesinnung angehaucht ist und in der Darstellung vor einer Derbheit oder doch einem kräftigen und kernigen Ausdruck nicht zurückschreckt.

Sehr beliebt als Schulbuch war im Mittelalter eine unter dem Namen Catos laufende, seit dem vierten Jahrhundert bezugte und wiederholt umgestaltete Sammlung lateinischer Sprüche. Schon der St. Galler Mönch Notker III. übersetzte diese Disticha Catonis ins Deutsche. Seine Prosaübertragung ist leider nicht erhalten, wohl aber eine, die bald nach Freidanks Bescheidenheit ein nicht bekannter Dichter in gereimten Versen verfaßte. Dieser deutsche Cato, eine weltliche Tugendlehre in Form der Lehre eines Vaters an den Sohn, wurde in der Folgezeit teilweise neu bearbeitet, nach dem lateinischen Original vervollständigt oder durch verschiedene Einschübe erweitert. Zu den letzteren gehören eine aus dem Welschen Gast stammende und auch selbständig überlieferte Hofszucht und Stücke einer Tischzucht (d. h. Anstandsregeln für das Benehmen bei Tisch), die in mehreren Versionen überliefert ist, von denen eine dem Tannhäuser zugeschrieben wird.

Der Anlage nach verwandt ist ein strophisches Gedicht, das mit Bezug auf seinen Verfasser, einen Angehörigen des bayerischen Geschlechtes von Windesbach, der Winsbake überschrieben ist und um 1217 verfaßt wurde. Darin erteilt in schöner und ausdrucksvoller, zuweilen mit volkstümlichen Redensarten und Sprichwörtern gemischter Sprache ein alter Ritter, der wie der alte Titarel von einem tatenreichen Leben Abschied nimmt, seinem Sohn gute Lehren, um ihn in das Schildesamt einzuführen, das in seiner reinsten Ausbildung, ganz nach der Anschauungsweise Wolframs, aufgefaßt wird. Frömmigkeit und Welt Sinn miteinander verbindend, belehrt

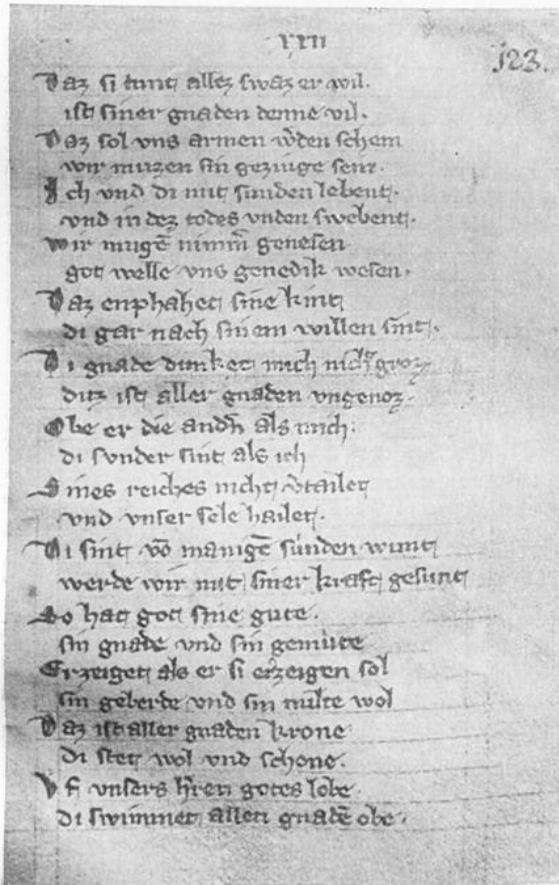
der Vater den angehenden Ritter über seine Pflichten gegen Gott und sein Verhalten gegen die Priester, empfiehlt ihm mit Ernst und Wärme im Verhalten gegen die Frauen die treue Ehe und Hochachtung, unterrichtet ihn über das Betragen im Kampf und im Hofdienst, scharft ihm die Mäze ein und betont, daß alles äußerliche Benehmen nur dann Wert habe, wenn es einer ehrenhaften Gesinnung entspringe. Fünf Pflichten haften am Ritterschild: edler Anstand (mäze), Treue, Freigebigkeit, Kühnheit und Offenheit; wer diese nicht auf sich nimmt, läßt den Schild besser an der Wand hängen.

Später erhielt der Winsbefe, wahrscheinlich durch einen Geistlichen, eine Fortsetzung, in der es dem Sohne gelingt, den Vater zu überreden, alles zu verlassen, ein Spital zu bauen und dort mit ihm in Zurückgezogenheit sich auf den Tod vorzubereiten. In einer Nachbildung, der Winsbekin, wird der Winsbefe auf weibliche Verhältnisse übertragen und einer Mutter Lehren an ihre Tochter über Frauendienst und höfische Zucht in den Mund gelegt.

Die Gesprächsform, wie sie sich in den Eklogen Vergils und anderer Dichter des Altertums findet, war nach deren Vorbild auch im Mittelalter für belehrende Gedichte sehr beliebt und gebräuchlich und wir finden in mehreren höfischen Epen derartige Unterweisungen eingeschlochten. So unterrichtet Gurnemanz den jungen Parzival, Gawein seinen Sohn Sigalois und nach dem ersten Beispiele dürfte, wie der Winsbefe, so auch das nur bruchstückweise überlieferte mitteldeutsche Gedicht vom König Tirol und seinem Sohn Friedebrand gebildet worden

sein. Voraus geht ein geistlich gelehrtes Rätselspiel, das offenbar ein Fragment einer größeren Dichtung, vielleicht des vom Spruchdichter Boppe erwähnten Buches vom König Tirol ist. In dem belehrenden Fragment unterrichtet der Vater den Sohn über die Pflichten des Königs. Er soll gegen seine Untertanen freigebig sein, ihren in seinem Dienste erlittenen Schaden sofort ersetzen, die Ritterspiele pflegen, die eheliche Treue hochhalten, Gerechtigkeit üben und dem bittenden Armen nie etwas versagen, denn die Träne, die dieser weint, klebt an des Königs Stirn, wenn er einst vor Gott, dem Richter, steht. Ob ein drittes episches Fragment, das auch vom König Tirol handelt, mit dem belehrenden zusammenhängt, ist trotz der übereinstimmenden Strophenform noch zweifelhaft.

Wie Heinrich von Melk ruft um 1246 ein armer fahrender Ritter aus Österreich in seinem Die Warnung überschriebenen Gedichte der Welt das Memento mori zu, um sie dadurch zur Buße zu stimmen. Gleich jenem Satiriker des zwölften Jahrhunderts stellt er der Weltfreude die Schrecken des Todes, den Freunden der irdischen Liebe das graußige Bild der Zerstörung entgegen und führt die Frau zu der Leiche des schrecklich entstellten geliebten Mannes. Aber der jüngere Satiriker schildert nicht mehr in wuchtigen, um die Form unbekümmerten Versen,



Ein fälschlich dem Stricker zugeschriebenes Beispiel.  
Aus einer Melker Pergamenthandschrift (14. Jahrhundert).

sondern verrät durch Stilgewandtheit, Reichtum des Ausdrucks und der Empfindung und durch die Mannigfaltigkeit in der Variierung eines und desselben Gedankens den Einfluß höfischer Kunst auf seine in glatten und gefälligen Versen dahinfließende Dichtung. Zu den belehrenden Dichtungen gehören auch die gelegentlich schon erwähnten Bispel, Beispiele, die in der Blütezeit mittel-hochdeutscher Dichtung gern gepflegt wurden. Man verstand unter Bispel vom Gleichnis an kleine poetische Erzählungen, die irgend eine Lehre in sich selbst offenbarten oder eine lehrhafte Deutung zuließen, die dann entweder vorausgeschickt oder angehängt wurde. Von unserer Fabel unterscheiden sich die Bispel, auch „Reden“, „Mären“ genannt, fast nur durch den größeren Umfang des epischen Teiles. Dieser ist aber auch bei den Bispeln verschieden, je nachdem sich die Erzählung nur auf das Wesentliche beschränkt oder einzelnes weiter ausspinnt. Den Stoff entnehmen die Bispeldichter entweder der Tierwelt oder ihrer Phantasie. Als der bedeutendste von ihnen in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts tritt uns der Stricker entgegen, dessen Beispiele ihren Inhalt teils aus lateinischen Fabelsammlungen, teils aus den Erzählungen des Volkes schöpfen. Die Darstellung ist meistens gefällig und von der höfischen Kunst beeinflusst, die Deutung aber nicht immer geschmackvoll. (Vgl. Textb. S. 266.) Denselben Vorzug des Stils teilen auch des Strickers größere satirisch gehaltenen Lehrgedichte, in denen er, ausgehend von einem einfachen Bilde oder Beispiele, in wohlmeinender Weise eine ausführliche Betrachtung über irgendeinen Gegenstand hält. So redet er über das Alter, tadelt den törichtsten Glauben an die geheimen Kräfte der Edelsteine, entwirft in der „Klage“ ein recht trauriges Zeitbild von dem Verfall der guten ritterlichen Sitten, von der Ungerechtigkeit der Richter und der Mißachtung der göttlichen Gebote, freut sich, in der „Frauenehre“, das Lob der Frauen sagen zu können, behandelt in den „Gauhühnern“ (d. h. Bauern) das bei den österreichischen Lehrdichtern beliebte Thema von dem Aufstreben der Bauern und warnt die Ritter, sich diese dienstbar zu machen, da sie sonst deren Rache zu fürchten hätten. Der Name dieses fruchtbaren Dichters ist noch nicht aufgeklärt und auch seine Heimat ist nicht sicher bestimmt. Nach den Reimen zu schließen, stammte er aus Mitteldeutschland, und zwar aus den Grenzgebieten zwischen Rheinfranken und Alemannien. Daß er als Fahrender in Österreich eine zweite Heimat fand, haben wir schon gehört.

Den Lehrgedichten reiht sich noch die Gandersheimer Reimchronik an, das erste Denkmal geschichtlichen Inhalts in niederdeutscher Sprache, und wenn wir von der Kaiserchronik, die mehr Fabel- als Geschichtsbuch ist, absehen, der erste Versuch der Historiographie in deutscher Sprache überhaupt. Verfaßt wurde sie um 1216, und zwar von dem Priester Eberhard, der unter der Äbtissin Mechthild die Stelle eines Notars des Reichsstiftes bekleidete, dessen Gründung und erste Schicksale er nach lateinischen Quellen und mündlicher Überlieferung erzählt.

## 6. Die Prosa.

Poesie, sagt Herder, ist die alte ewige Sprache der Menschheit, die überall erklingt, wo das Bewußtsein des Menschlichen in der Brust erwacht, und überall verstanden wird, wo das Gemüt für den Ausdruck des rein Menschlichen noch empfänglich ist. Poetisch ist die Sprache eines Volkes in seiner Jugend. Da ist sie noch sinnlich und reich an kühnen Bildern, ein Ausdruck der Leidenschaft, noch ungefesselt in den Verbindungen und von den Dichtern nur in einen für das Ohr gewählten Rhythmus gebracht. In Liedern werden die merkwürdigsten Taten eines Volkes verewigt, Schlachten und Siege, Gesetze, Fabeln und Weisheitsprüche in poetischer Form der Mit- und Nachwelt gemeldet. Je mehr aber die Dichtung zur Kunst wird und von der Natur sich entfernt, desto mehr verliert die Sprache ihre Freiheit; sie wird nach bestimmten Gesetzen geregelt und nähert sich allmählich ihrem männlichen Alter, der Prosa. Die eigentliche Kunst der deutschen Prosa fällt erst einer folgenden Literaturperiode zu; was wir hier zu erwähnen haben, ist noch immer von einem Hauche der Dichtung durchweht. Diesen verspüren wir auch in der deutschen Predigt, die in unserem Zeitabschnitte dank der Entwicklung der deutschen Sprache und der